



und Geisnatter die geflügelten Einwohner des sorgfältig eingegebenen Plazes herbei, künften aber beim Anblick der fremden, weisen Gestalt. Erst als Fränzchen mit vollen Händen die Körner ausstreuete, stürzten sie vorwärts und umringten die junge Dame. Die schwärzlichen Eichenrinne-Häute stießen glückliche Freudenlaute aus und traten plump alles zu Boden, was ihnen in den Weg kam. Dazwischen piepften die wüßigen Küten begerlich, und eine Schaar weißer Tauben schoß vom Dach ihrer Behausung nieder und nahm, pickend um mit den Flügeln schlagend, auf dem Rande der Schale Platz.

Fränzchen war entzückt. Sie streichelte das glatte Gefieder der Tauben, welche dieser Liebsohnungen gewohnt schienen, denn sie ließen sich ruhig in die Hand nehmen. Sie tauchte dann am Boden nieder, um Küten und junge gelbe Entlein und was sich sonst erhaschen ließ, auf den Schoß zu nehmen. Man konnte sich kaum ein zierenderes Bild denken; aber Willzinger's Gesicht verhärtete sich.

Sein Schmeigen fiel ihr endlich auf, und ein Schatten ging über ihr Gesicht. „Ich langweile Sie!“ sagte sie in niedergeschlagenem Ton. „Sie haben vielleicht wichtigere Dinge zu thun, als mir Gesellschaft zu leisten. Lassen Sie mich in das Haus zurückkehren und die Damen oben allein erwarten. Gehen Sie nur Ihren Angelegenheiten nach.“

„Wenn Sie es mir nicht übel nehmen. Es fiel mir vorhin in der That ein, daß ich eine wichtige Anordnung zu treffen vermag. Oben im Wohnzimmer liegen Bücher, leider nicht die neuesten Ergänzungen der modernen Belletristik. Wir sind nämlich ein wenig in der Kultur zurück, meine Mutter und ich. Soll ich Sie hinaufgeleiten?“

Dante, ich finde meinen Weg auch allein.“ Als die Herzogin in Frau Willzinger's Begleitung zurückkehrte, fand sie ihren Schilling einmüde in dem großen Bedürfnis liegen. Die alte Frau war unglücklich über ihres Sohnes Unhöflichkeit und versuchte ihn zu entschuldigen. Aber Fränzchen meinte adelschuldig: „Ehrlichkeit ist auch eine Tugend. Ich langweile Herrn Willzinger und er nahm sich nicht die Mühe, das zu verbergen.“

Der Wagen mit den beiden Damen rollte davon, und Frau Willzinger ging, nachdem sie geschäftig die Reste von Backwerk und Früchten eingeschlossen, in das Arbeitszimmer ihres Sohnes hinüber, in welchem dieser vor dem Schreibtische saß. „Höre ich dich, Robert?“

„Nein, Mutter.“  
„Du darfst nicht nach? Ich meine, du hättest gearbeitet.“  
„Es geht mir Verchiedenes durch den Kopf.“  
„Du hättest gern ein wenig mit dir geplaudert.“  
„Ja, Mutter? Nimm Platz.“

„Die Herzogin ist wirklich eine liebe, gute Dame. Du hättest nur hören sollen, wie sie mit mir verkehrte: wie mit Übersgleichem, sage ich dir. Und von der Armenpflege versteht sie sehr viel. Ich bedauerte nur, daß du nicht dabei sein konntest, um ihr zuzuhören. Aber ems möchte ich dir noch sagen.“

„Was denn?“  
„Es thut mir immer leid, wenn du so gar nicht den rechten Ton mit jungen Mädchen zu treffen weißt. Ich hätte lieber gesehen, du wärest ein wenig höflicher gegen Fräulein v. Ratten gewesen, ganz besonders, da sie doch über kurz oder lang unsere Nachbarin wird. Sie ist ja eigentlich nicht ganz das, was man von einem wohlgezogenen, jungen Mädchen erwartet; auch ihr Anzug hatte etwas Veremliches. Aber wir wollen nicht gar so schnell mit dem abfälligen Urtheil bei der Hand sein, lieber Sohn; das arme Kind ist mütterlos und hat wohl niemand, der ihm vernünftig zuredet. Außerdem ist es leicht möglich, daß sich die Leute draußen in der Welt jetzt alle so auffällig kleiden. Das Mädchen hat ein so liebes Gesichtchen,

daß ich überzeugt bin, es wird mit der Zeit unser aller Herzen gewinnen.“

„Weshalb wirfst du dich zur Cobrednerin einer jungen Dame auf, die uns gar nichts angeht?“

„Weil ich bemerkt zu haben glaube, daß du ihr mit einem ungünstigen Beurtheilung entgegenkommst; und dergleichen muß man doch überwinden.“

„O, du scharfsichtigste der Mütter!“

Willzinger zog die Hand, welche sich auf seinen Arm legte, an die Lippen.  
„Ja, spötte nur. Es thut mir wirklich in der Seele weh, daß du so wenig Sinn für Damengesellschaft hast. Die Frau wirkt doch schließlich immer veredelnd auf den Mann ein.“

„Meinst du? Zuweilen tritt auch der umgekehrte Fall ein.“  
„Ach, geh mir doch! Ich kenne uns besser, als du. Was weißt du denn von den Frauen, da du nie mit ihnen in Verbindung kommst? Weil eine schlecht genug war, mit deinem Herzen zu spielen, meinst du nun, unser ganzes Geschlecht lassen und verachten zu müssen.“

„Nicht doch, Mutter. Es hat mir freilich fast ein Jahrzehnt meines Lebens verbittert; aber ich habe es längst vergeben und vergessen, daß Viska mich damals über Bord warf. Im Gegentheil, so oft ich mit der recht hübschen, unterhaltenden Frau zusammenkomme, erfülle mich ein Gefühl der Dankbarkeit, daß sie es that.“

„Und trotzdem verhältst du dich allen andern Frauen gegenüber ablehnend! Ich hatte geglaubt, du wärest mit eine liebe Schwiegertochter ins Haus bringend, und es thut mir ordentlich weh, daß ich von Jahr zu Jahr diese Hoffnung mehr schwinden sehe.“

„Du weißt ja, daß ich eine Aufgabe zu erfüllen habe, die allen andern voraussetzt.“  
„Darüber vergeht dein eigenes Leben. Ach, mein lieber Sohn, laß die Todten ruhen. Wer denkt noch an die alte, traurige Geschichte!“

„Ja, Mutter. Ich denke daran, und es ist mir ein brennender Schmerz, welchen die eigenen Erfolge nicht zu löschen vermögen. Es ist übrigens gut, daß du gekommen bist; da kann ich dir gleich mittheilen, daß ich morgen auf einige Zeit zu verreisen gedenke.“

„Morgen schon? Und deine Hemden sind gerade in der Wäsche! Wenn ich das doch früher gewußt hätte! Da will ich doch der Time sagen.“ Geschäftig erhob sie sich.  
„Naj es gut sein. Ich beorge mir unterwegs alles Notwendige.“

„Wann kehrt du zurück?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht bleibe ich einige Wochen fort. Ich habe Geschäfte, dringende Geschäfte.“

Die alte Frau hob sich auf die Füßspitzen, um ihrem statlichen Sohn die Wangen zu streicheln.  
„So lässest du mich wieder allein“, meinte sie freundlich.  
„Siehst du, wenn ich jetzt ein Schwiegertöchterchen um mich hätte, würde ich dich gar nicht so sehr vermissen.“

Robert Willzinger beugte sich plötzlich zu ihr herab und legte sein Gesicht auf den weißen Scheitel und das Spigenhäubchen. „Berühre nicht immer denselben Punkt, Mutter! es schmerzt“, meinte er mit einem schwachen Versuch zum Scherz.

„Aber was machst du denn, du großer Mensch! Du zerdrückst mir ja die Haube!“ lachte sie. „Mein Gott, Robert, jetzt sehe ich erst, daß du ganz blaß bist! Hast dir etwas, mein lieber Sohn?“

„Ja so, deine Haube!“ sagte er, als habe er ihre letzten Worte gar nicht mehr gehört, und ließ sie los. (Fortf. folgt.)

**Die Schwestern.**

Novelle von St. Sommer.

(16)

Es war an einem Nachmittage, ungefähr fünf Wochen nach Doktor Wäblers's plötzlicher Abreise. Ellnor saß allein im großen Wohnzimmer am Fenster. Rührte nur wieder den ganzen Nachmittage fort, im Trauereinein stäubig.

Ein Brief lag vor ihr, sie hatte ihn gerade gelesen. Er war von Klara Braun. Die Freundin theilte ihr darin ihre Ver-

lobuna mit. Sie hatte wirklich den Sieg errungen mit Hülfe ihres Oatels, gerade wie sie es vorhergesehen hatte.

Und nun — welches Glück, welcher Jubel sprach sich in den Beinen ans! Konnte man denn wirklich so glücklich sein? Sie las den Brief noch einmal.

„Ich finde es so entzückend, Schob, so himmlisch, daß wir beide als junge, glückliche Frauen in einer Stadt leben werden! Du nicht auch? O, Klara, das Leben ist eine Lust!“

Nicht wahr, Bräutchen, Du bist auch so fest, so in einem Wehneraich wie

Deine Klara.“

Ellnor ließ das Blatt sinken. Ein halb spöttisches, halb trauriges Lächeln glitt um ihren Mund.  
„Ja, das war es eben, worüber sie sich nicht klar werden konnte, ob sie glücklich war? Manches glaubte sie es. Sie hatte ja auch alle Gründe dazu. Erich Wälbther bot ihr nicht allein eine reiche Erbschaft, sondern auch eine bevorzugte, ausgezeichnete Stellung. Er war ein lebenswürdiger, ein hübscher Mann. Sie wollte, sie wurde von vielen beneidet um ihr Glück — und doch! Die Welt war ihr nie so ide, die Zukunft nie so leer erschienen wie jetzt. Es lag ein schmerzliches, beklemmendes Gefühl auf ihrer Brust. Wenn sie nur einmal recht weihen könnte!

„Sie erhob sich plötzlich mit heftiger Bewegung von ihrem Sitz und sah auf die Straße hinaus. Ein Zug weltlicher Erwartung trat auf ihr Gesicht, Gertrud Appenborn war dort eben um die Strobenende gebogen — ob sie vielleicht zu belauschen gedachte?“

„Sie wollte lieber dem Mädchen sagen, daß sie nicht — doch nein, Gertrud ging vorüber, sie sah nicht einmal herauf. Gott sei Dank! Ellnor lenkte sich wieder auf.“

„Sie hätte in dieser Stimmung keinen Besuch haben mögen, und gerade diesen Besuch! Was war es nur, das ihr jeden Gedanken an Gertrud so peinlich machte?“

„Was es die liebe Gerechtigkeit, daß sie mit ihr von Günstler sprechen konnte? Barfüßler muß Gertrud Appenborn gerade nicht. Und Ellnor hätte das nicht ertragen können. Sie fühlte es wie eine Entehrung, daß noch niemand um ihr Verhältniß wußte.“

„Sie dachte jetzt auch daran, wie Gertrud so manche Aeußerung gethan, die sie in ihrem Troß gegen Günstler bekräftigt hatte, wie sie so häufig die Aeheln gesandt, so mitleidig gelächelt hatte, als sie damals ohne Günstler den Waschenbott beuchen mußte.“

„Armes Herz, wird das ein trauriges Los sein für die Zukunft! Aber du mußt dich nur bei Zeiten davor hüten. Die Letzte sind nun einmal nur für ihre Potenzen in der Welt, alle andern Interessen, alle andern Mächte hören da auf. Die Frau muß sich beherrschen, und kann sich noch freuen, wenn sie ihren Mann bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten sieht, und er dann nicht zu müde und abgeplattet ist, um ein Wortchen mit ihr zu reden.“

„Ich habe es ja immer gesagt, für mich hätte es nichts Verlorendes, die Frau eines Arztes zu sein. Und nun gar erit Doktor Wertheim! Er wird gewiß noch einmal ein berühmter Mann werden, ich zweifle gar nicht daran — aber auf deine Kosten, arme Ellnor.“

„Das alles war freilich im Tone leiser Rederei gesagt worden, aber für Ellnor war es doch oft gemeinen. Es hatte ihren Troß und Stolz riebenoch sich annehmen lassen.“

„Sie wollte nicht hinsehen, sie wollte nicht vernachlässigt werden um Fremder willen. Und sie wollte Günstler das von vornherein klar machen. Doch sie dabei den Vogen zu straff spannte, daß er brechen mußte, hatte sie nicht bedacht; sie hatte ihrer Wacht zu viel vertraut.“

Als dann Günstler ihr sein Werk zurückgab, da freilich hatte sie gemeint handeln zu müssen, vor Oröll und Tadel und bestelbigem Stolz. Da war doch etwas aufgedrückt in ihrem Herzen, was vorher nicht dagewesen, und was sie niederkalten mußte um jeden Preis.“

„Sie hatte sich deshalb fortgeschüttelt in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens. Sie wollte vergessen wollen, vergessen müssen!“

„Und sie hatten ihr alle so bereitwillig dazu gelassen, sie war so gefiebert worden, man hatte ihr keine Zeit gelassen nachzudenken. Als dann der berühmte Mann kam und um sie warb, war das

**Bunte Zeitung.**

„Aber die Entstehung der Mondschneefonate bringt ein englisches Blatt folgende Notizen: Beethoven ging eines Abends an einem kleinen Hause vorbei und hörte Jemand ein Bruchstück aus seiner Sonate in F spielen. Er blieb stehen und hörte eine sanfte Stimme sagen: „Was würde ich darum geben, wenn ich dieses Stück von jemand hören könnte, der ihm gerecht würde!“ Der große Dichterber öffnete die Thüre und trat in ein einfaches Stübchen, welches an einen Schulmacher-Laden grenzte. „Verzeihen Sie“, sagte Beethoven ein wenig verlegen, „aber ich höre Musik und ward versucht, einzutreten.“ „Ja, bin Musiker.“ Das vor ihm stehende Mädchen erwiderte und der junge Mann, der sich bei ihr befand, nahm eine erlöste, fast strenge Miene an. „Ich höre auch einige von Ihnen gesprochenen Worte.“ fuhr Beethoven fort. „Sie mühten zu hören, d. h. Sie mühten gern — kurz wollen Sie mich spielen lassen?“ „Dank“, sagte der Schulmacher, „aber das Klavier ist schlecht, und außerdem haben wir keine Noten.“ „Keine Noten?“ verjagte Beethoven, „wie spielte aber dann das Fräulein —?“ Er hielt plötzlich inne und er-

blasse Gesicht für die Wunde, aus der sie heimlich blutete, für den tief verletzten Stolz.

„Ob sie den Mann liebte, ob sie seine Werbung annehmen würde, der Gedanke war ihr dabei nicht gekommen. Erst ein Brief Gertrud Appenborn's hatte sie zur Entscheidung getrieben.“

„Es war im ganzen ein recht unhöfliches Schreiben gewesen, nur zum Schluß kam noch etwas, das Ellnor's großes Empfinden in Anspruch brachte: „Schließlich noch etwas, was dich vielleicht interessieren wird. Doktor Wertheim ist über Nacht zu einem der geachteten Aerzte geworden, und zwar, weil er die Geistes des Marons von P., welche an einem langwierigen Lebel, lebend und von allen Aerzten schon aufgegeben waren, wieder heilbar gemacht hat. Auch somit hatte er einige recht glückliche Kuren, sein Glück ist somit fort. Auch Mama hat, ihres bösen Magenleidens wegen, zu ihm ihre Zuflucht genommen und spürt schon bedeutende Erleichterung.“

„Ich muß dich geziehen, Schob, ich treue mich, ihn näher kennen gelernt zu haben. Er ist doch ein bedeutender Mensch. Und weißt du, was ihm gerade alle Herzen aufschließen? Die warme Sympathie, die aus seinen Augen leuchtet, und die so eigen mit seinem sonstigen erhabenen, bestimmten Wesen harmonirt. Er ist noch nicht abgetumpft gegen das Leid seiner Mitmenschen, das ist's.“

„Er ist jetzt zweiter Arzt am städtischen Krankenhaus geworden, nachdem Doktor Orwald sich seines Amtes wegen zurückgezogen hat. In letzter Zeit verkehrt er viel bei der Witwe Memhardt — du weißt ja, der Mann war ein spezieller Freund von ihm, und nach der vier Monaten an der Lungenerkrankung. — Es soll ihm so sehr zu Herzen gegangen sein, daß er den Mann nicht retten konnte. Nun hat er das kleine Kind in Behandlung, es soll sehr art und faum lebensfähig sein. Aber er legt seine ganze Kraft daran, es der Frau zu erhalten. Vielleicht, daß nach Jahr und Tag er ihr auch den todtten Watten erzieht. Er ist wohl imstande, zu etwas zu thun. Ach, dünkt nur, er ist zu gut dazu, er könnte ganz andere Partien machen.“

„Ellnor wußte die Stelle Wort für Wort auswendig. Sie hatte sie so lange eingelesen, bis ihr Kopf und Herz zu wirren drohten. Und dann hatte sie den Brief zusammengeknüllt und ins Feuer geworfen. Gift war es wieder, Gift, was von Gertrud Appenborn kam.“

„Als einige Stunden später Erich Wälbther um Ellnor angehalten hatte, da hatte sie sich nicht weiter bedacht und ihn ihr Sammet gegeben.“

„Günstler Wertheim sollte wenigstens nicht triumphiere, er sollte nicht sagen können, ihm sei das Verzeihen leichter geworden als ihr. Sie wollte sich nicht demüthigen lassen.“

„Alle diese Gedanken, alle diese Nüchternheiten flogen dem einlamen Mädchen durch den Sinn. Und dabei war ihr das Herz so schwer und beschlommen, daß es ihr fast einen körperlichen Schmerz verursachte.“

„Draußen gegen die Fenster legte der Märzsturm, der Himmel war bleiern grau. Jetzt fielen Blüten herab, weiß und blich, sie jagten sich in lausteltem Spei. Die schwarzen, dunkel umrandeten Augen sahen danach, trümmend, unbewußt. Eine Vierteilstunde verging, und immer lag sie noch da, die starr, ellenhohe Gestalt, reglos, den starren Blick auf die fallenden Blüten gerichtet.“

„Möglich fuhr sie empor. Ein paar Thränen waren auf die in ihrem Schoße rubenden Hände gefallen. Sie sah fast erschreckt danach hin.“

„Thränen? O, wie kindlich, wie albern!“

„Sie stand auf und schüttelte sorgig den Kopf.“

„Sie prebte wie in einem Anfall von Verzweiflung die geballten Hände gegen die Schläfen.“

(Fortf. folgt.)

rückte; denn das junge Mädchen hatte sich eben zu ihm gewendet, und ihre traurigen, verklärten Augen sagten ihm, daß sie blind war. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Fräulein, er — — Sie spielen also aus dem Gedächtniß?“ — „Höllständig.“ „Und wo haben Sie diese Musik gehört?“ „Auf der Straße; in der Nachbarhaft spielt man Klavier.“ Beethoven legte sich an das Instrument und begann zu spielen. Selten war er mit so warmer, feiner Empfindung gespielt haben wie an jenem Tage. Schließlich erhob sich der Schulmacher, näherte sich ihm und fragte mit leiser Stimme: „Wunderbarer Mann, wer sind Sie?“ Der Komponist lächelte. „Sören Sie zu!“ „Ihre Art und Weise und begann die Sonate in F, die das Mädchen vorher gespielt hatte. Ein Freundensdrei entrang sich den Lippen des Bruders und der Schwester. „Beethoven!“ In diesem Momente spielten die glänzenden Strahlen des Mondes durch das aufgehobene Fenster und fielen voll und weich auf das Antlitz des blinden Mädchens. Der milde Blick Beethoven's streifte jenen des Bruders, der unwillkürlich in die Worte ausbrach: „Die arme Schwester!“ „Ich will ihr den Mondschneefonate spielen“, sagte festlich der Meister, dessen Finger schon auf den

